

Begebenheiten aus der Gründungszeit der Stadtschützengesellschaft Aarburg

Autor(en): **Ruesch, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarburger Haushalt-Schreibmappe**

Band (Jahr): - **(1969)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-787933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Begebenheiten aus der Gründungszeit der Stadtschützengesellschaft Aarburg

Hans Ruesch, Aarburg

Aarburg, Mitte September 1818.

Trüb flackt die Oellampe unter der niederen Decke der Hägeler-Pinte (heute Restaurant Central), einige Fuhrleute, Schiffsknechte und Leger (Umladearbeiter im Hafen) hocken am langen Tisch. Der Nachtwächter hat eben an der Hausecke die zehnte Abendstunde ausgerufen und zur Bewahrung von Feuer und Licht gemahnt. Nun wendet er sich der Hofmatt zu, seine Schritte gehen im gleichmässigen Rauschen des Tychs unter. Der Schlosser Hutter, der einzige Handwerker unter den Gästen süggelt an seinem Brönntsglas und sagt dann: „Habt ihr gehört? nun wollen sie wieder mit dem donners Chlöpfe anfangen. Der Ruedi Grossmann, der jüngere, und der Beck Jäggi waren gestern vor dem Stadtrat und legten den Herren die neue Schützenordnung vor, die hätten doch auch Gescheiteres zu tun, als ihr gutes Geld zu verpulvern!“

„Eh, eh, seit wann hockst du im Rat?“ wundert sich sein pockennarbiges Gegenüber.

„Ah bah, ich musste doch vor, weil ich gegen meinen Tochtermann geklagt habe, der behandelt mich ja wie einen Schnuderbuben und will immer mehr Kostgeld, item, wie ich so vor der Tür warten musste, habe ich halt einfach so gehört, was da verhandelt wurde. Aber ich sage euch, das kommt nicht gut. Wir haben nun doch schon genug Waffenlärm und Pulverdampf gehabt auf dieser Welt. Das Schiessen ist vom Teufel und sollte einfach verboten werden.“ „Dummes Zeug“, lacht der Pockennarbig und klopft mit seinem Holzbein belustigt auf den Boden. „Das kann auch nur einer sagen, der nie Soldat war, so ein Höseler wie du, Hutter. Du hast gewiss fast die Hosen voll gemacht, als du das Ohr an die Ratsstubentüre legtest und wenn du etwas mehr Kuraschi hättest, brauchtest du keinen Stadtrat, um mit deinem Tochtermann zu reden. Die sollen nur schiessen, das bringt Geld unter die Leute, denk doch, für uns arme Teufel fällt da immer auch etwas ab, da braucht es Lader und Warner und Zeiger, da wird getrunken und gegessen und gekeltelt, und wenn einer alle Schaltjahre einmal einen Zweckschuss tut, so wirft er vor Freud mit dem Geld nur so um sich.“ „Eben, das ist es ja, letztes Jahr, als wir die Hungersnot hatten, als das Mütt Kern seinen guten Gulden galt und wo ich sogar bei einem Haar angefangen hätte, Erdäpfel zu fressen, wenns noch gegeben hätte, da warf keiner Geld weg, da hatte keiner von den Herren etwas vorig, aber für die Klepferei, dafür langts und überhaupt, wenn man das Schiessen nur nie erfunden hätte, dann hättest du auch noch beide Beine.“

„Wenn ich noch beide Beine hätte, würde mich in beiden das Zipperlein plagen, so ists im einen nur der Holzwurm und am andern haben wenigstens die Würmer von Polotzk schon ihre Freude gehabt. Aber das Klepfen ist eben Männersache, Hutter, davon verstehst du nichts. Ich sage dir, wir haben noch geschossen, korbweise haben wir das Pulver geladen, die Kugeln fliegen heute noch, beim Eid!“ Sprichts und führt den Krug zu einem herzhaften Schluck an den Mund.

„Das ist jetzt halt so Mode, das Vereinleingründen, das gehört jetzt zu den neuen Freiheiten,“ wirft einer der Fuhrleute ein.

„Unsereiner kommt doch weit herum, aber wo man die Nase in eine Wirtsstube streckt, prichtet man von einem neuen Verein. Die einen singen, die andern turnen, ein Teil will Trompeten blasen und viel wollen halt pulvern. Nur eines haben alle gemeinsam; alle sammeln, bald für ein Fähnlein, bald für ein Stammtischgürlein, bald für Ehrengaben und wenn einer nichts gibt, dann ist er ein vaterlandsloser Geselle, denn das Wohl des Vaterlandes geht allen über alles.“ „Eben ja“, ereifert sich nun der Schlosser Hutter wieder, „auch in den Stadtseckel wollen die Herren greifen, ein Schützenhaus wollen sie bauen und die Stadt soll ihnen dazu helfen, Holz für die Scheiben hat ihnen der Stadtmann Schmitter schon fast zugesprochen. Dabei hätte man doch gewiss anderes nötiger. Das Rathaus ist in einem traurigen Zustand.“

„Das ist wahr, sonst hättest du nicht trotz der geschlossenen Tür jedes Wort verstanden,“ lacht der alte Soldat.

„Eine Brücke über die Aare, statt der alten Lotterfähre sollte schon lange her, bei jedem Hochwasser werden alle Keller am Port überschwemmt, der Stutz beim Stadtor unter dem Pfarrhaus sollte weggesprengt werden und wenn man die hölzerne Kirchentreppe noch lange verfaulen lässt, trollt die nächstens über den Felsen hinunter auf das alte Schulhaus und die Post; aber ausgerechnet ein Schützenhaus ist das wichtigste, abfahren sollte man mit dem ganzen Stadtrath!“

„Reg dich nicht auf Hutter, von euch hier am Tisch haben die Herren nichts zu fürchten, keiner von euch steht im Stimmregister, ihr seid doch alles Habenichtse, aber jetzt heisst es bei mir zahlen, der Nachtwächter ruft schon bald im Städtli, wenn man ihn dann vom Stöckli her hört, ists Zeit, das Licht zu löschen. „Noch schnell ein Brönnts, Kätherli,“ bettelt der Schlosser. Aber die Wirtin bleibt hart. „Um elf Uhr ist Feierabend, ich will keine Anstände mit dem Stadtrath; also, zwei Batzen macht deine Uerti.“

Während sich im Hängeler die Hintersas-

sen zum Thema Gründung der Schützengesellschaft äussern, sitzen am selben Abend ennet der Strasse in der Bohnenblustpinte (heute Stadtgarten) einige ehrbare Bürger beim Schoppen und behandeln dasselbe Thema von ihrer Warte aus.

„Ah il est excellent, ich spüre immer Eimatboden, kräftige gute Erde von Villeneuve und Sonne, viel Sonne, ah ein schönes Land, mein Canton de Vaud“, schwärmt der junge Commis Jules Perret, den der Weinhandel vom sonnigen Genfersee an die neblige Aare gebracht hatte. Der Landhausmeister Scheuermann stimmt ihm bei: „Ja, ja, schön ists im Waadtland und ihr Waadtländer und wir Aargauer gehören doch eigentlich zusammen, solange standen wir unter derselben Bernerherrschaft und miteinander wurden wir freie Bürger.“

„Eh bien, vous savez, wir Romands trugen die Herrschaft weniger leicht als die eh, etwas eh, geduldigen Deutschschweizer, denken sie hur an den Major Davel!“ „Gewiss, aber soo böse Herren waren die Berner doch auch wieder nicht, sonst hätten sie es nicht seit Jahrhunderten wagen dürfen, ihren Untertanen Waffen in die Hand zu geben und sie in der Handhabung zu unterweisen, ja den Waffengebrauch durch Schiessanlässe noch zu fördern.“

„So ist es!“ bekräftigt der Färber Zimmerli, „schon mein Urgrossvater hat sich anno 1696 am Freischiessen in Aarau den dritten Preis geholt, ein Paar Hosen hat er nach Hause gebracht, mein Grossvater hat es mir oft erzählt.“

Der Landhausmeister nickte zustimmend, „der hat sicher auch schon auf dem Spiegelberg geübt, dort wurde ja schon seit alten Zeiten nach der Scheibe geschossen. Die Scharfschützen kennen den Platz wohl, seit man solche auszieht, werden sie dort oben gedrüllt, und nun will man ja eine richtige Schützengesellschaft gründen, mit einem Vorstand, der Commission, mit Schützenmeister, Quästor und Schreiber. Die Ausgeschossenen der Commission, der Aide-Major Ruedi Grossmann und der Beck Jäggi haben dem Stadtrath schon den Entwurf zur Schützenordnung vorgelegt und die Herren scheinen dem Plan gewogen zu sein. Jedenfalls hat sich jetzt der Rat hinter den Kupferschmied Fehlmann gemacht, dass er alle Schiessakten und Rechnungen, die er in seinem Besitz hat, innert drei Tagen herausgibt.“

„Was sagen Sie, es sind Akten vorhanden, es hat schon eine Gesellschaft gegeben?“ erkundigt sich Perret.

„Jaa, also geschossen wurde schon immer, das heisst solange wir uns erinnern können, aber es war nichts geordnet, einer führte die Rechnung wie ers eben

konnte, einer schrieb was zu schreiben war und einer spielte den Schützenmeister, in letzter Zeit war das eben der Fehlmann Hansjoggi; jetzt ist er ein wenig verämbt, dass alles seinen richtigen Weg gehen soll, aber soviel ich weiss, hockt er heute mit dem Ruedi Grossmann, dem Isaak Niggli und dem Cristin Bohnenblust in der Krone, dort wollen sie die Sache ins Reine bringen. Euch Herr Perret möchten sie auch in der Gesellschaft haben, es heisst ihr führt den Stutzer trefflich."

"Gewiss, ich schiesse ganz excellent" lacht der Vaudois, "oh ich würde mich ganz ausgezeichnet freuen, zu den Schützen zu gehören." Der Posthalter Schmid hüstelt trocken und bemerkt: "Jetzt geht es dann mit dem Schiessen sowieso obsi, seit letztes Jahr die Tagsatzung ein neues Militärreglement verabschiedet hat. Jetzt werden dann alle Truppen in der ganzen Eidgenossenschaft mit denselben Waffen ausgerüstet. Das gleiche Fusil für Infanterie, Genie, Artillerie, der gleiche Stutzer für Scharfschützen und Jäger, die gleichen Pistolen für alle Berittenen, seien sie nun Berner, Zürcher, Bündner, Walliser, Basler, Waadtländer, Aargauer, oder was weiss ich. Dann verschwinden auch die Dutzende von verschiedenen Calibern und Pulversorten. Ich sage euch, das Schiessen wird einen gewaltigen Aufschwung nehmen in unserem Schweizerland, in jedem echten Schweizerhaus wird der Stutzer hängen und den Schützenvereinen wird die edle Pflicht überbunden, die Schiessfertigkeit zu heben. Denkt daran, unsere Scharfschützen haben beim Franzoseneinfall ihre Feuerprobe bestanden und sie haben sich als Schrecken aller ihrer Feinde gezeigt. An uns liegt es, die Fertigkeit mit der Waffe nicht nur zu bewahren, nein auch sie zu fördern. Der Stutzer, die Nationalwaffe des Eidgenossen in jedem Schweizerhaus, das sollte ein Staatszweck sein. Die Waffe soll uns mit unseren Mit-eidgenossen vom Rodan bis zum Bodan verbinden zur Verteidigung und Wahrung unseres höchsten Gutes, unserer Freiheit. In dieser Waffe liegt aber auch etwas geheimnisvolles; ein fernes Ziel zu treffen, mit sicherer Hand den Tod in die Weite zu senden, hat etwas Götterhaftes. Darum ergreift uns auch das Wunderbare dieser Kunst mit unwiderstehlicher Gewalt und — und — eh — eh — " der Posthalter steht flammenden Auges, mit erhobenem Glas am Tisch und hat den Faden verloren. Aber der Küfer Schmid rettet ihn aus seiner Verlegenheit.

"Das hast du schön gesagt, Hansjoggi, fast wie ein Pfarrer, ich bin emel auch nicht nachgekommen. Also, es lebe der Stutzer!" Und die Tafelrunde protstet sich unter fröhlichem Lachen zu. "Heh Pintenwirt, bring noch eine Flasche, der Posthalter hat Durst von seiner langen Rede und du kannst dich dann als Schützenwirt melden, das gibt einen schönen Batzen."

"Kannst denken Küfer, wir Pintenwirte dürfen ja nur Wein, Brot und Käs feilbieten, das wäre den Herren Schützen denk zu miggerig, die Schützenwirtschaft ist etwas für die Tavernenwirte."

Der Schneider Lüscher wendet sich an den Posthalter. "Ihr scheint im Bild zu sein, die neuen Waffen, von denen ihr gesprochen habt, sind sie etwas besonderes?" "He das Fusil ist das französische Infanteriegewehr von 1777 mit dem glatten Lauf und dem Steinschloss, das alte Chlöpferscheit tuts schon noch für die gewöhnliche Infanterie, und es ist ja zuverlässig, kaum ein Versager auf 15 Schuss und im Schnellfeuer bringt es ein geübter Füsilier schon so auf 2 Schuss in der Minute, nur, zum nach der Scheibe schiessen taugt es nicht, die Streuung ist halt viel zu gross. Da ist der neue Stutzer eine andere Waffe, potz Blitz! Das Caliber beträgt ungefähr 1/2 Zoll (17 mm), aber er hat 16 Züge und wird mit einer Drangladung geladen, die Steinschlosszündung hat einen Deckel, so kann man auch bei schlechtem Wetter schiessen und zwar präzisi! man hört, auf 400 Schritt treffe ein geübter Schütze noch das Schwarze." "Nicht zum Glauben", staunt der Schnei-

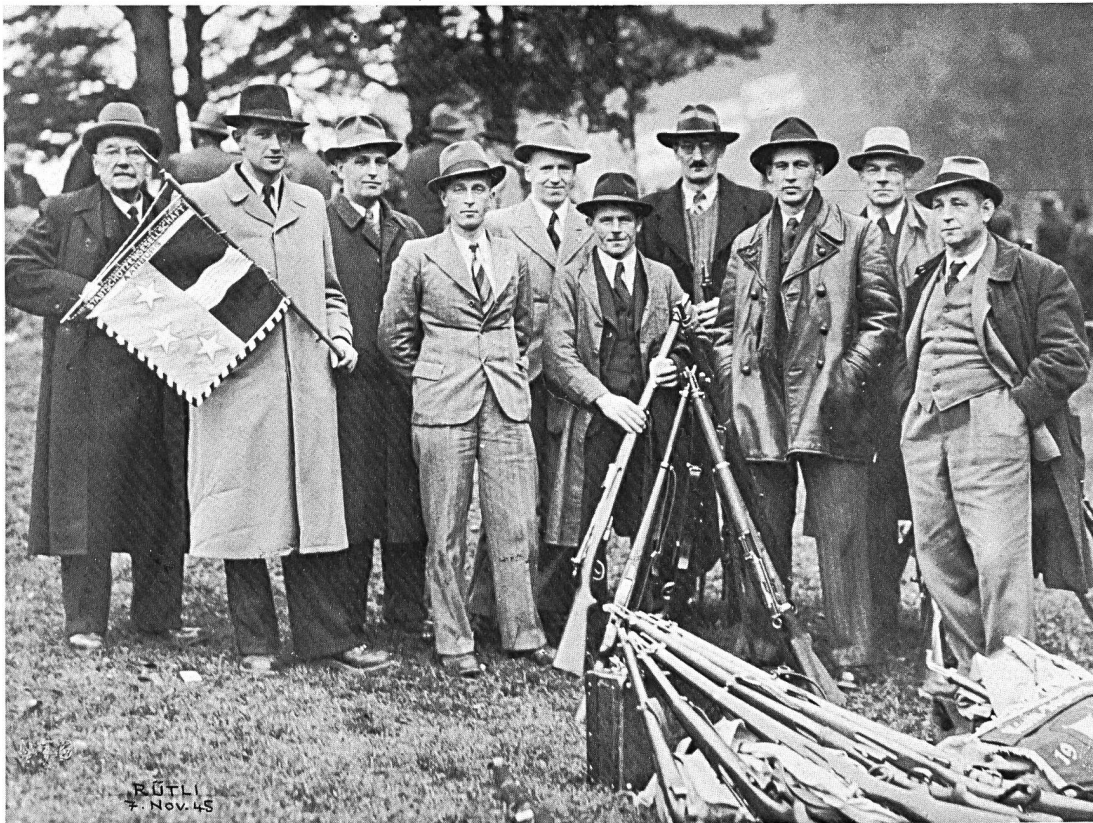
der, "aber dann muss der Schütz alle Vörteli kennen, ich weiss eines, mein Vater hat es mir anvertraut." "Lasst hören," "Was ists", los erzähl, "wir möchten auch gern besser treffen.

"He man sollte das eigentlich für sich behalten, aber ihr seid ja alles gute Freunde, euch kann ich es ja schon verraten. Also: in der Apotheke holt man Beifussaft und schmiert Hände und Arme damit bis über die Ellenbogen voll, je öfter je besser, ihr werdet euch wundern!" Der Schneidermeister blickt beifallheischend in die Runde, aber der Jules Perret sagt schnell "ich weiss auch so eine Mittel, immer zu treffen. Man muss die Lumpen wo der Schütz hat das Gewehr abgeputzt in ein Loch von eine Eichenbaum stossen, aber das Loch muss sein gegen Sonnenaufgang. Dann man nimmt einen Zapfen von eh — von wie sagt man, — von Strauch mit langen Dornen und schöner Blume? — richtig von Weissdorn und schliesst das Loch im Eichenbaum, et voilà, — jeder

Aus dem Bilderbuch der Aarburger Schützen



Dr. Ernst Hinnen, geb. 1891, der beliebte Aarburger Arzt, war ein begeisterter und erfolgreicher Schütze und Förderer des Schiesswesens. Er starb im Alter von 65 Jahren im August 1956.



Erinnerung an das Rütli-schiessen 1945

Von links nach rechts:
 Spahr Robert, geb. 1874,
 gest. 1946
 Plüss Armin, geb. 1915
 gest. 1966
 Schärer Otto
 Plüss Ernst
 Amsler Fritz
 Lerch Hans
 Fritschi Otto
 Reinli Oskar
 Kälchenmann Adolf
 Suter Jakob, gest. 1955

General Guisan überreichte bei diesem Anlass die Becher.

Schuss wird treffen.“ Aber er lächelt dazu und man sieht ihm an, dass er selbst nicht an das Rezept glaubt. Der Pintenwirt ist an den Tisch getreten und hat aufmerksam zugehört. „Ihr Herren, ich kenne auch ein solches Mitteli, mein Vater hat es nach Hause gebracht, als er aus den Diensten der Generalstaaten seinen Abschied nahm. Als ich von eurem Vörteli hörte, hab ich es aus dem Gänterli hervorgesucht. Da lest!“ Er legt einen vergilbten Papierfetzen auf den Tisch. Der Posthalter rückt die Brille ganz auf die Nasenspitze und liest vor: „Man nimmt das Härz von einer läbändigen Eul und von dem rechten Flügel die drei längsten Fäden und binde sie auf den rechten Arm, so triffst du was de willst.“ „Mon Dieu, c'est affreux!“ ruft Perret aus, „das ist ja gruusig, das Erz von einem lebendigem Vogel, wie dumm!“ „Ja wir wollen uns lieber auf das Üben verlassen, dafür haben wir in Zukunft unsere Schützengesellschaft, ich habe meinen Beitritt schon zugesagt, ihr Herren; es ist Bürgerpflicht, für die Wehrhaftigkeit einzustehen und wo könnte man das besser, als in einer Schützengesellschaft. Ich darf doch annehmen, dass ihr alle da auch mitmacht.“ Der Landhausmeister blickt ermunternd in die Runde und möchte am liebsten gleich alle, die mit ihm am runden Tisch sitzen, in Globo aufnehmen. Der Knopfmacher Niggli hat bis jetzt nur zugehört, aber jetzt möchte er doch auch etwas wissen. „Man hört, die Beiträge seien recht saftig, wie stehts damit Landhausmeister?“ „Jää billig ist die Sache nicht. Aber wer schon bei der Gründung mitmacht, kommt mit drei Schweizerfranken Eintrittsgeld weg, dann kommen

natürlich noch die Beiträge hinzu, ich weiss noch nicht genau, was man da verlangen will, so seine zwei Batzen jede Woche werden es wohl sein und dann muss halt Pulver und Blei gekauft werden. Aber denk doch Knopfmacher, was du an Preisen gewinnen kannst! Bei jedem Schiesset soll doch ausbezahlt werden. Und dann braucht die Gesellschaft doch auch Geld für ein Standhaus auf dem Spiegelberg. Man kann doch nicht immer nur so eine Lotterhütte aufstellen und im Herbst wieder abreissen.“ „Ja, ja, sagt der Knopfmacher nachdenklich. „Drei Schweizerfranken, soviel verdiene ich ja manchmal in einem Tag nicht, und alle Wochen zwei Batzen und Geld für Pulver und Blei, und mit den Preisen ist es so eine Sache, und mit dem Trinken, Kegeln und Kartenspielen neben dem Schiessen eine andere. Für unsereiner ist die Schiesserei wohl nicht, aber wenn ihr einen Zeiger braucht, dann bin ich gerne dabei.“ „Henu, das kann jeder machen wie er will. Ende des Monats soll die Gründungsversammlung sein und am Michelstag soll der Ausschiesset stattfinden. Und jetzt ists für mich Zeit, morgen gehen ein Dutzend Salzfuhrer in aller Frühe in die Länder, das gibt noch allerhand zu schreiben und braucht einen klaren Kopf.“ der Landhausmeister legt seine drei Batzen auf den Tisch, greift nach Kerzenlaterne, die ihm den nächtlichen Heimweg erhellen soll, zündet sie an der Öllampe an und wünscht allerseits eine gute Nacht. Wie er aber vor seiner Haustüre in der westlichen Häuserreihe des Städtchens steht und nach dem Schlüssel fischt, gewahrt er in der gegenüberstehenden Kro-

ne noch Licht. „Aha, dort kaffen sie noch miteinander, die Herren von der Schützencommission,“ denkt er, und gerät einen Augenblick in Versuchung, sich auch noch in des Kronenwirts gelbes Stüblein zu setzen, aber dann gewinnt das Pflichtbewusstsein doch die Oberhand, vor allem weil er den Nachtwächter unter dem Städtlein schon die elfte Stunde ausrufen hört. Aber auch in der Krone sind sie mit ihren Besprechungen zu Rande gekommen. Der Kupferschmied Fehlmann hat seine Täubi verwunden. Die Commission hat ihm, dem Hauptmann Johann Jakob Fehlmann das höchste Amt in der Gesellschaft, das des Schützenmeisters, angetragen und nun ist er wieder mit der Welt zufrieden. Die Mannen sitzen einträchtig um den Tisch, leeren ihre Gläser und beim Ruf des Nachtwächters machen sie sich schon bereit zum Zahlen.

Aarburg, Ende September 1818. Die Sonne hat sich eben durch den Morgennebel gearbeitet, der Sauhirt hat seine quickende Schar zum obern Tor hinaus gegen den Dürrberg getrieben, der Knopfmacher Niggli mistet seinen Geissen und achtet sorglich darauf, dass der Miststock nicht zuweit auf die Strasse hinauswächst. Der Weibel Reinli stellt sich auf dem Städtliplatz in Positur und schwingt seine Glocke. Ihr Geschell lockt die Handwerker aus den Werkstätten, aus dem Winkel kommt der Kaufhausmeister gwundrig um die Ecke und im Hause des Geleits herrn Bohnenblust öffnet sich das Läufterli um einen Spalt. Die Waschfrauen am Städtlibrunnen hören mit riblen und waschlen auf und das Mägdlein des Be-

zirksarzes, das eben am Brunnen das Wasser für die Küche holen will, lässt die Gelte überlaufen.

Der Weibel steckt den Glockenstiel in den Leibgurt, holt ein Blatt Papier aus der Brusttasche, streicht seinen Schnauz, holt noch einmal Luft und beginnt mit lauter Stimme vorzulesen:

„Die ehrende Schützengesellschaft zu Aarburg, so sich eine Ordnung gegeben hat, lädt alle Waffenfähigen Bürger ein, sich auf Morgen den 26. Septembris auf dem Rathause einzufinden, um sich als Gesellschafter zu erklären und die neue Schützenordnung mit ihrer Unterschrift anzuerkennen. Ferner sei bekanntgegeben, dass am 29. Septembris das Michelschiessen auf der Schiessstatt allhier abgehalten wird. Es soll an diesem Tag jeder Gesellschafter morgens um sieben Uhr, anständig gekleidet, mit Hüten bedeckt und mit einem Stutzer oder Gewehr auf dem Rathause erscheinen. Bei einer Busse von 2 Franken. Es werden keine Entschuldigungen angenommen, denn Abwesenheit und Krankheit.

Es soll dabei von jedem Gesellschafter 10 Batzen für die Stickscheibe bezahlt werden. Von diesen 10 Batzen soll aber die Hälfte für das Nachtessen bestimmt sein.

Es soll jedem Gesellschafter untersagt sein, einen Freund so nicht zu der Gesellschaft gehört, oder ein Frauenzimmer zum Nachtessen mitzubringen, bei einer Busse von 4 Franken.

So gegeben zu Aarburg am 24. Septembris 1818.

Die Schützencommission

Am andern Tag trampen die Schützen von allen Seiten dem Rathause zu, sogar von auswärts kommen sie und wie der Schützenmeister die Unterschriften unter dem Dokument zählt, findet er vierzig Namen. Eine schöne Schar, für ein Städtlein von kaum 1200 Seelen. Und diese Schützenordnung stellt die Gesellschafter unter ein strenges Regime. Wer seine Pflichten vernachlässigt, dem drohen saftige Bussen und Ausschluss aus der Gesellschaft. Die Beiträge sind für den kleinen Mann unerschwinglich und die Schiessstage und Versammlungen müssen besucht werden. Wer schiessen will, braucht Zeit und Geld. Begleiten wir doch zum Abschluss einen Aarburger Schützen auf seinem Gang zum Freyschiessen in eine Nachbarstadt.

Erinnerung an das Habsburgschiessen 1961

Die erfolgreiche Gruppe Brüschi klassierte sich bei diesem Anlass im 1. Rang

Obere Reihe Fritz Amsler
Hans Blum
Wehrli Max
Hans Gysin
Rudolf Hunziker
Hermann Schmid
Kniend Hans Lerch
Walter Fahrni

Etwa den Jakob Richner, Scharfschütz; den Rudolf Fehlmann, Pfister; den Simon Fehlmann, Fähndrich des 8. Infanterie Bataillons oder den da, den Franz Aerni, Weinhändler, Stadtrath und Oberlieutenant der Artillerie.

Schon im ersten Morgengrauen steckt er die Gabe, die er zum Feste mitzubringen gedenkt, in die Tasche seines guten Anzuges. Dann packt er Pulverhorn, Pulverfass, Pulvertrichter, Schmutzplätzli, Stanzer, Kugelzieher, Leinwandsack mit Bleikugeln, Kugelmodell, Giesskelle, Kugelzange, Reservefeuersteine, Dranghammer, Putzlappen, ein Fläschchen mit „Zündkraut“, Schraubenzieher und jene gewisse Flasche in seinen Weidsack, setzt den Hut auf, hängt den Stutzer über, greift zu Ladstock und Putzstock, und ist also gerüstet zu löblichem Tun.

Da die Erfindung des Automobils noch gegen siebzig Jahre auf sich warten lässt, das Veloziped noch nicht zum Bewusstsein der breiten Öffentlichkeit gelangt ist, macht sich Franz Aerni per pedes auf den Weg, er ist es eben so gewohnt, wenn es sich nicht um eine längere Reise handelt. Nach geruhsamer Wanderung, auf der ihm nur einmal ein ungestüm dahersprengender Reitersmann ein unwilliges „ei du verflixter Landstrassenbösewicht“ – oder so ähnlich – entlockt, trifft er auf der Schiessstatt ein, gibt seine Gabe in den Gabentempel, erlegt seinen Einsatz, stärkt sich mit einem kräftigen Schluck aus der gewissen Flasche und gibt sich der geheimnisvollen Prozedur des Ladens hin. Zuerst lässt er ein sorgfältig abgemessenes Quantum Schiesspulver (Nro. 3a, extrafeine Körnung) durch den Trichter in den Lauf gleiten, stösst mit dem Ladstock nach, greift zum Dranghammer und

presst das Pulver durch sanfte Schläge auf den Ladstock zusammen. Nun folgt ein Schmutzplätzli, das ebenfalls mit dem Ladstock fest auf das Pulver gedrückt wird, dann macht er sich an das Ausschichten der Kugel, von denen eine besonders wohlgeratene erst feierlich bespuckt und dann mit dem Ladstock in den Lauf gepresst wird. Anschliessend tritt noch einmal der Dranghammer in Aktion. Als letztes wird aus dem Zündkrautfläschchen das Zündpulver auf die Pfanne gegeben, und nach einem kräftigen Schluck aus der bewussten Flasche, tritt Franz Aerni in den Schiessstand. Noch gilt es Bleilot und Wasserwaage der Visiervorrichtung zu überprüfen, den Hahn zu spannen und – anders taten es die Alten nicht – stehend nach der Scheibe zu schiessen. Vom beissenden Pulverrauch umwölkt und leicht angeschwätzt, tritt Franz Aerni nach seinem Schuss an die Ladebank zurück, um den Lauf auszuwischen, auf den Einsatz des Zeigers zu warten und nach einem kräftigen Schluck aus der bewussten Flasche die nächste Ladung einzubringen. So geht es, Schuss auf Schuss, wohl gegen eine Stunde und wie der Franz Aerni seine Nummern zusammenzählt kommt er auf eine schöne Zahl. Freilich unter die ersten Plätze reicht es nicht.

Wie er aber unter den schattenspendenden Linden neben dem Schützenhaus am langen Tisch sitzt, mit Gleichgesinnten den Becher hebt, diskutiert, politisiert, wie einer ein vaterländisches Lied anstimmt und die ganze Runde einfällt, da wird ihm wohl unter dem Brustlatz. In Vaterlandes Saus und Braus geniessert er den Tag und wandert am Abend beschwingten Schrittes dem heimatlichen Städtchen zu.

